

# Brief an einen jungen Deutschen

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **13 (1945-1946)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759153>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# BRIEF AN EINEN JUNGEN DEUTSCHEN

VON HERMANN HESSE

*Der nachfolgende Brief, den wir mit gütiger Erlaubnis des Verfassers hier wiedergeben, wurde im Jahre 1918, unmittelbar nach Ende der ersten Weltkrieges geschrieben und veröffentlicht. Der Band «Betrachtungen», in den er später aufgenommen wurde, ist seit langen Jahren vergriffen; er gehörte zu den ersten Büchern Hermann Hesses, die unter Hitler neuzudrucken verboten war. Der Brief hat heute erneute Aktualität erlangt: der Dichter beantwortete damals die gleichen Fragen wie heute der Arzt und Seelenkenner C. G. Jung. (Red.)*

Sie schreiben mir, daß Sie verzweifelt sind und nicht wissen, was tun, nicht wissen, was glauben, nicht wissen, was hoffen. Sie wissen nicht, ob es einen Gott gibt oder keinen. Sie wissen nicht, ob das Leben irgendeinen Sinn hat oder nicht, ob das Vaterland einen Sinn hat oder nicht, ob es besser ist, sich um geistige Güter zu mühen oder einfach sich den Bauch zu füllen, da doch alles so übel aussieht in der Welt.

Ich finde die Verfassung, in der Ihre Seele sich zeigt, durchaus die richtige. Daß Sie nicht wissen, ob es einen Gott gibt, und daß Sie nicht wissen, ob es Gut und Böse gibt, ist viel besser, als wenn Sie das genau wüßten. Vor fünf Jahren, wenn Sie sich erinnern können, wußten Sie vermutlich ziemlich genau, daß es einen Gott gebe, und wußten namentlich ganz genau, was gut und was böse sei, und Sie taten natürlich das, was das Gute schien, und zogen in den Krieg. Und seither haben Sie, fünf Jahre lang, in den besten Jahren Ihrer Jugend, immerzu jenes Gute getan, haben geschossen, gestürmt, sind auf der faulen Haut gelegen, haben Kameraden beerdigt, haben Kameraden verbunden, und so ganz allmählich ist das Gute zweifelhaft geworden, und es war zu Zeiten gar nimmer klar, ob dies herrliche Gute, was Sie taten, nicht im Grunde böse oder doch dumm und ein großer Unsinn sei.

Das war es auch. Das Gute, das Sie damals so genau kannten, war offenbar nicht das richtige Gute, nicht das unzerstörbare, zeitlose Gute; und der Gott, um den Sie damals wußten, war offenbar nicht der richtige. Er war vermutlich der Nationalgott unserer Konsistorialräte und Kriegsdichter, jener Gott, der sich ehrwürdig auf Kanonen stützt und dessen Lieblingsfarben Schwarzweißrot sind. Es war ein Gott, und dessen Lieblingsfarben Schwarzweißrot sind. Es war ein Gott, gewiß, ein mächtiger, ein riesiger Gott, größer, als je ein Jehovah war,

und es wurden ihm Hunderttausende von blutigen Schlachtopfern gebracht, ihm zu Ehren wurden hunderttausend Bäuche aufgerissen und hunderttausend Lungen zerfetzt; er war blutrünstiger und brutaler als je ein Popanz und Götze, und während der blutigen Opfer sangen die Priester daheim, unsere Theologen, ihm ihre honorierten Loblieder. Der Rest von Religion, den wir in unsern verarmten Seelen und unsern so sehr verarmten und entseelten Kirchen besaßen, ging vollends dahin. Hat schon Jemand es bedacht und sich darüber gewundert, wie unsere Theologen in diesen vier Kriegsjahren ihre eigene Religion, ihr eigenes Christentum zu Grab getragen haben? Sie dienten der Liebe, und predigten den Haß, sie dienten der Menschheit, und verwechselten die Menschheit mit der Behörde, von der sie ihr Gehalt beziehen. Sie haben (nicht alle natürlich, aber ihre Wortführer) mit Schlauheit und mit vielen Worten nachgewiesen, daß Krieg und Christentum sich herrlich vertragen, daß man ein edler Christ sein und doch vortrefflich schießen und stechen kann. Das kann man aber nicht, und wenn unsere Landeskirchen nicht Landeskirchen im Dienst von Thron und Heer gewesen wären, sondern Kirchen Gottes, so hätten wir an ihnen im Kriege das gehabt, was uns so bitter fehlte: eine Zuflucht für die Menschlichkeit, ein Heiligtum für die verwaiste Seele, eine ständige Mahnung zu Mäßigung, Weisheit, Menschenliebe, Gottesdienst.

Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch! Glauben Sie nicht, daß ich irgendeinem Menschen Vorwürfe machen wolle! Ich möchte nur aufzeigen, nicht anklagen. Man ist das bei uns nicht gewohnt, man ist nur an Schreien, Anklagen, Hassen gewohnt. Die Menschen unserer Zeit, wir Deutsche, so wie alle haben die fatale Kunst gelernt, immer die Schuld bei anderen zu suchen, wenn es uns schlecht geht. Dagegen allein trete ich auf, dagegen allein mache ich Vorwürfe. Daß unser Glaube so schwach war, daß unser landesherrlich geschützter Gott so brutal war, daß wir Krieg und Frieden, Gut und Böse so schlecht unterscheiden konnten, darin sind wir alle gleich schuldig, gleich unschuldig. Sie und ich, der Kaiser und der Pfarrer, wir alle haben mitgetan, und haben einander nichts vorzuwerfen.

Wenn Sie sich jetzt besinnen, wo ein Trost und ein neuer, besserer Gott und Glaube zu finden sein könnte, so wird Ihnen, in Ihrer heutigen Vereinsamung und Verzweiflung, ohne weiteres klar, daß die Erleuchtung nicht wieder von außen kommen darf, nicht wieder aus offiziellen, aus ehrwürdigen Quellen, aus Bibeln, von Kanzeln, von Thronen. Sie darf auch nicht von mir kommen. Sie kann nur in Ihnen selbst zu finden sein. Dort ist sie, dort wohnt der Gott, der höher und zeitloser ist als der Patriotengott von 1914. Wir Dichter und die Lehrer und Weisen aller Zeiten haben ihn stets verkündigt, aber er kommt zu uns nicht aus Büchern, er wohnt in uns selbst und muß das

Auge in unserm eigenen Innern auf tun, sonst ist alles Wissen um ihn wertlos. Er ist auch in Ihnen, dieser Gott. Er ist gerade in Ihnen, gerade in Euch Zerschlagenen, Verzweifelten. Es sind nicht die Geringen, die an der Not der Zeit krank werden. Es sind nicht die Schlechten, die mit den Göttern und Götzen von vorgestern nicht mehr zufrieden sind.

Aber wohin Sie auch noch zu entrinnen suchen werden, es wird Ihnen der Prophet und Lehrer nicht begegnen, der Ihnen die Mühe des Suchens und der Einkehr in sich selber abnimmt. Das ganze deutsche Volk ist heute in Ihrer Lage, wir alle mit. Unsre Welt ist zusammengebrochen, unser Stolz geknickt, unser Geld dahin, unsre Freunde tot. Nun suchen wir, fast alle von uns, nach der alten schlechten Methode weiter, wir suchen den schlechten Kerl, der an dem allem schuld war. Wir nennen ihn Amerika, wir nennen ihn Clemenceau, wir nennen ihn Kaiser Wilhelm, oder wie immer sonst, und laufen mit all diesen Anklagen im Kreis herum und kommen an kein Ziel. Es genügt aber, nur eine einzige Stunde lang diese kindliche und wenig intelligente Schuldfrage auszuschalten und statt ihrer die Frage zu setzen: «Wie steht es mit mir selber? Wieweit bin ich mitschuldig? Wo war auch ich zu laut, auch ich zu frech, auch ich zu leichtgläubig, auch ich zu ruhmredig? Wo ist der Punkt in mir, auf den die schlechte Presse, auf den der entartete Glaube an den nationalen Jehovah, auf den alle diese so rasch zusammengebrochenen Irrtümer sich stützen konnten?»

Die Stunde, in der man sich so fragt, ist nicht angenehm. Man sieht sich schwach und schlecht, man wird klein, man wird demütig. Aber man wird nicht zerschmettert. Man sieht nämlich: Schuld gibt es nicht. Es gibt weder den bösen Kaiser noch den bösen Clemenceau, es haben weder die siegenden demokratischen Völker noch die besiegtten Barbaren recht. Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht sind Vereinfachungen, sind Kinderbegriffe, und unser erster Schritt ins Heiligtum eines neuen Gottes ist der, daß wir dies erkennen. Wir werden dadurch nicht lernen, künftig Kriege zu verhindern, noch wieder reich zu werden. Wir lernen nur eines: die wichtigen Fragen unsres Lebens, alle unsre «Schuldfragen», alle unsre Gewissensfragen, nicht mehr zu einem alten Jehovah, nicht mehr zu einem Feldwebel, nicht mehr zu einer Zeitungsredaktion zu bringen, die sie entscheiden sollen, sondern dies in der eigenen Brust zu tun. Wir müssen uns entschließen, aus Kindern Männer zu werden. Spätere Menschen werden vielleicht den Verlust unsrer Flotte, unsrer Maschinen, unsres Geldes so deuten, daß einem Kinde all sein hübsches Spielzeug weggenommen wurde, und daß das Kind dann, nachdem es genug geweint und genug geschimpft hatte, still und ein Mann wurde. Diesen Weg müssen wir gehen, es gibt keinen andern. Und den ersten Schritt dieses Weges tut jeder von uns einzig bei sich allein, im eigenen Herzen.

Lesen Sie, da Sie Nietzsche lieben, nochmals die letzten Seiten jener unzeitgemäßen Betrachtung nach, die vom Nutzen und Nachteil der Historie handelt! Lesen Sie, Wort für Wort, noch einmal jene Worte über die Jugend, welche das Los trifft, einer zusammenbrechenden Scheinkultur den Hals abzdrehen und neu anzufangen! Wie hart, wie bitter ist das Los einer solchen Jugend, und wie groß ist es, wie heilig! Diese Jugend sind Sie, seid Ihr, Ihr Jungen von heute, im heutigen geschlagenen Deutschland. Auf Euren Schultern liegt diese Last, auf Euren Herzen diese Aufgabe.

Aber bleiben Sie nicht bei Nietzsche stehen, und nicht bei irgendeinem Propheten und Ratgeber. Unser Amt ist nicht, Sie zu belehren, Ihnen Mühe zu sparen, Ihnen Wege zu zeigen. Unser Amt ist es nur, Sie daran zu erinnern, daß es einen Gott gibt, einen Einzigen, und daß dieser Gott in Ihrem Herzen wohnt, und Sie ihn dort suchen und dort mit ihm reden müssen.